



Der Cantautore Gianmaria Testa – einer, der zur Kommunikation anstiftet Foto: Promo

Der Bahnhofsvorsteher

CANTAUTORE Der piemontesische Folksänger Gianmaria Testa ist einer der bedeutendsten Liedermacher. Die Rolle des politischen Liedes sieht er ganz nüchtern. Ein Porträt

VON ALESSANDRO TOPA

„Gianmaria ist ein guter Junge“, sagt Renza und lächelt großmütterlich. Renza ist die Namenspatronin der Gaststätte „La Terrazza di Renza“ im piemontesischen Bergdörfchen Castiglione. Von hier aus hat man einen museumsreifen Blick auf das Barolo-Anbaugebiet und kann in der Harmonie von Natur und Kultur hypothetisch die ursprünglich guten Absichten des Schöpfers bewundern, zumal kein Fernseher mit Erdbendauerbericht-erstattung läuft. „Er kommt oft mit seinen Gästen rüber. Sind sie verabredet?“, fragt Renza und deutet auf ein Haus auf der anderen Seite des Steilhangs: „Da drüben wohnt er.“ Wehenden Mantels kommt er dann bald schon eine Gasse herab, begrüßt Renza auf Piemontesisch und uns auf Italienisch: Gianmaria Testa, Ex-bahnhofsvorsteher Cuneo und berühmtester *cantautore* des Piemont, wenn man von Paolo Conte absieht.

„Du bist weise / Du bringst die Wahrheit / Du bist kein gewöhnlicher Sterblicher / Und dir ist es auch nicht gestattet zu mögeln / Denn du bist ein oh-oh: Cantautore.“ Wer sich auf die Spuren der gesellschaftlichen Bedeutung der italienischen Singer-Songwriter macht, kommt an Edoardo Bennato, „Cantautore“ nicht vorbei. Der Neapolitaner singt den Song 1976 auf seinem Klassiker „La Torre di Babele“, um das öffentliche Bild des Cantautore als moralischer Supermann, der als Gewissen seiner Generation nonstop den rechten revolutionären Weg weisen soll, gründlich zu verhöhnen: „Bring uns nicht zum Lachen damit / Dass auch ein Lastwagenfahrer anhält, um Pause zu machen / Denn mit einem Lastwagenfahrer darfst du dich nicht vergleichen“, verspottet Bennato sich selbst. So reproduziert die Revolution die Arbeitsteilung, die sie bekämpft. Der Lastwagenfahrer darf, während der Cantautore tief sinnige Lieder für ihn ergrübelt.

Mitte der Achtziger ist die Blütezeit der *canzone d'autore*, die Rockpoeten wie Francesco De Gregori, Fabrizio de André oder Francesco Guccini in den Siebzigern kultivierten, schnell wieder vorbei. Aus musikalischer Perspektive wohl auch deshalb, weil die Umarmung des Fernsehens sowie der Hang zu Massenkonzerten, Wunderkerzen und-

Gitarren den intimen Charme der von akustischen Instrumenten geprägten Produktionen der Siebziger töteten. Gianmaria Testa hingegen setzt auf kleine Ensembles. Derzeit tourt er solo. Ist das eine Konsequenz aus dem Niedergang des politischen Liedes? Oder hat sich die Rolle des Cantautore ohnehin so gewandelt, dass der Vergleich hinkt?

„Die Rolle der Cantautori hat sich seit jenen Jahren auf jeden Fall gewandelt“, sagt der 51-jährige Testa grübelnd, „aber ich bin mir nicht sicher, ob sie damals wirklich eine politische Rolle innehatten.“ Für das Selbstbewusstsein der Vielzahl – parlamentarischer und außerparlamentarischer – linker Gruppierungen, die sich im Horizont des *compromesso storico* zwischen Christdemokraten und Kommunisten kurze Zeit sogar am Ziel einer Regierungsbeteiligung des Partito Comunista wähten, seien die Lieder als Identifikationsmittel durchaus wichtig gewesen. „Doch ein politisches Lied im strengen Sinne“, so präzisiert Testa, „ist für mich eines, bei dem nicht wichtig ist, wer es geschrieben hat. Es sind Lieder, um die sich die Leute wie um eine Fahne scharen.“

Der gemeinsame Ausblick auf eine bessere Gesellschaft, in dem sich in jenen Jahren viele Künstler in einer Art kollektivem Projekt verbunden wähten, falle heute zudem schwerer denn je. „Die Cantautori leben heute monadisch in ihrer Vorstellungswelt“, diagnostiziert Testa. „Es gibt viel Konkurrenz und wenig Kooperation. Nicht nur in Italien. Das berühmte Foto, das Ferré, Brassens und Breil zeigt, wie sie beim Radio an einem Tisch sitzen, um über Musik und Politik zu diskutieren, ist heute unvorstellbar.“

Die kulturelle Nähe des Piemont zu Frankreich und seinen literarischen Chansonniers hat bei Gianmaria Testa früh schon

„Serge Gainsbourg hat recht, wenn er das Lied eine niedere Kunstform nennt“

„Die Cantautori leben heute nomadisch in ihrer Vorstellungswelt. Es gibt viel Konkurrenz und wenig Kooperation“

GIANMARIA TESTA

die Begeisterung für die Kunstform des Liedes erweckt. Seine Lieder stoßen zunächst in Frankreich auf Resonanz, wo auch seine ersten drei Alben erscheinen („Montgolfières“ 1995; „Extra Muros“ 1996; „Lampo“ 1999), bevor er beginnt, sich mit seinem vierten Album „Il Valzer di un Giorno“ (2000) auch in Italien einen Namen zu machen.

„Ich war dreizehn“, erinnert sich der langjährige Kirchenchorknabe, „als ich Fabrizio De Andrés Adaption von Brassens „Le gorille“ hörte und begriff, dass das Lied ein universales Medium ist, mit dem man alles ausdrücken kann.“ Wenig später bekam er vom Vater eine Gitarre geschenkt und schrieb erste Lieder. „Ich denke, wir alle beherrschen neben dem gesprochenen Wort alternative Sprachen, mit denen wir unseren Gefühlen Ausdruck verleihen: malen, tanzen. Mir selbst liegt das Lied, wobei Serge Gainsbourg recht hat, wenn er es eine niedere Kunstform nennt. Die Direktheit der Dichter, zumal jener notleidenden Völker, erreichen wir Liedermacher kaum. Unsere Lieder entstehen in einem Niemandsland zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Sie sind wie Schleier, hinter denen sich Wahrheiten abzeichnen, die wir mit Melodien verüßen.“

In diesem Sinne spielten Lieder für Testa lange eine rein private Rolle. Er ging bis 2007 seinem Job als Eisenbahner nach und sorgte für das Abrollen des Zugverkehrs auf den Gleisen des Bahnhofs von Cuneo. „Ich schrieb für mich, um mein Innenleben vor mich hinzustellen und so auch besser handeln zu können“, sagt er, während Renza eine Runde Barolo kredenzt. In der Tat wirken seine Lieder oft wie in die Außenwelt projizierte Selbstgespräche, die auf ein imaginäres Du hin geordnet sind.

Erst mit „Da questa parte del mare“ von 2006, das sich monografisch mit dem Thema der Migration auseinandersetzt und für das er mit dem „Premio Tenco“ für das Album des Jahres ausgezeichnet wurde, hat sich Testas Stil gewandelt. War das nicht schwer: von einer Poetik des Du und des Imaginären sich hin zu einer Poetik des Realen mit explizit politischem Gehalt zu bewegen?

„Eine berechnete Frage“, nickt Testa und betont, sich auch heute nicht als politischer Liedermacher zu sehen, gleichwohl seine *canzoni* mehr denn je polarisieren. Das Album sei ihm schwer gefallen, erzählte er vom Entstehungsprozess. „1991 war ich zufällig in Apulien am Meer, als ein entkräfteter Afrikaner vor unseren Augen starb. Die Kluft zwischen meinem Badeanzug und dem Tod dieses Menschen war unüberbrückbar“, sagt Testa, der jahrelang an dem Album schrieb. Hierauf populistisch mit den Mitteln der Demagogie zu antworten, wäre ein Verbrechen gewesen, so Testa, zumal in einem Land, das von einem Demagogen regiert werde, wie man nun während des Erdbebens wieder sehe, das Berlusconi täglich Gelegenheit biete, sich als Retter der Nation zu inszenieren.

Anstatt sich daran zu erinnern, dass seit 1870 bald 50 Millionen Italiener eine neue Heimat im Ausland gefunden hätten, würden Ängste geschürt, indem man die Einwanderer dämonisiere. „In den Zeitungen liest man eine ungeheuer rassistische Sprache, gemäß der, die Rumänen Vergewaltigungen begangen. Man liest, dass 7 Prozent der Vergewaltigungen von Ausländern begangen werden. Nie aber, dass 93 Prozent von Italienern verübt werden.“

Ist ein Cantautore letztlich also doch dies: eine Stimme, die ihre Mahnung in Lieder verpackt, um als Korrektiv der Massenmedien zu wirken? „Ein Cantautore ist einfach jemand, der zu sehr an seinen Liedern hängt, um sie von anderen singen zu lassen“, lacht Testa. „Aber wenn ich sehe, dass kontroverse Diskussionen mit dem Publikum in Italien manchmal länger als die Konzerte dauern, ist der Cantautore immerhin jemand, der zur Kommunikation anstiftet.“

■ Gianmaria Testa live: 22. 5. Murnau, 23. 5. Ulm, 24. 5. Weimar

CANNESCANNES 7

Der beste Regisseur der Welt

Erste Frage bei der Pressekonferenz zu „Antichrist“: „Herr von Trier, bitte erklären und rechtfertigen Sie, warum Sie diesen Film gemacht haben.“ Fordert ein Journalist aus den USA. „Und bitte lassen Sie sich dazu mehr als einen Satz einfallen.“ Der Tonfall ist offensiv, von Trier wirkt angegriffen. Er sucht nach Worten. „Ich möchte auf diese Frage nicht antworten“, sagt er nach einer Weile und schaut dabei auf den Tisch vor sich. Selbst als er behauptet, der „beste Regisseur der Welt zu sein“, wirkt er kleinlaut. Die Angespanntheit weicht nicht von ihm, bis eine Journalistin wissen will, was er mit der Szene, in der die von Charlotte Gainsbourg gespielte Protagonistin sich selbst die Klitoris abschneidet, beabsichtigt habe. Da antwortet von Trier, der Scharlatan: „Das war schwierig, Charlotte musste sich sorgfältig vorbereiten, da wir die Szene nur ein einziges Mal drehen konnten.“ Charlotte Gainsbourg sitzt neben ihm und lächelt.

Auf solche „Shock and awe and joke“-Methoden vertrauen in diesem Jahr einige Filme im Wettbewerb. Brillante Mendozas „Kinatay“ etwa wird seinem Titel, der Massaker bedeutet, gerecht, doch anders als von Trier macht der philippinische Regisseur keine Witze, wenn er seinen Figuren Mächetzen in die Hand gibt. Gut für die versehrten Nerven, dass es in den Nebenreihen beschaulicher zugeht. Zum Beispiel in Hong Sang-soos „Like You Know It All“, einem Beitrag zur „Quinzaine des Réalistes“, und in Mia Hansen-Loves „Le pere de mes enfants“ (in der Reihe „Un certain regard“). Beide Filme handeln von Filmemachern. Der südkoreanische Regisseur erfindet eine Figur, die ihm in vielem ähnelt, den Filmregisseur Ku. Dessen Werk findet zwar im Ausland Fans, in seinem Heimatland aber stößt es auf Unverständnis. Ku wird in die Jury eines Provinzfilmfestivals eingeladen. Weil er etwas Ungeschicktes hat, richtet er bei den Empfängen, Abendessen und vor allem bei den nicht enden wollenden Trinkgelagen, die Hong Sang-soo so gerne filmt, einiges Unheil an. Die anderen Figuren sind derweil glücklich, in

ihm jemanden zu finden, den sie für ihr Unheil verantwortlich machen können.

Mit feiner Komik erfasst Hong Sang-soo die Rivalitäten und die Begehrlichkeiten, die Eifersucht und die Verstimmungen, die Höflichkeiten und die jähren Wutausbrüche. Nach etwa einer Stunde verlässt der Film den Schauplatz des Filmfestivals, um eine fast identische Konstellation anderswo von vorn durchzuspielen. „Like You Know It All“ schafft Raum für den subtilen Genuss von Wiederholung und Variation.

Der Protagonist von „Le pere de mes enfants“ heißt Gregoire Canvel (Louis-Do de Lencquesaing) und ist Filmproduzent. Wer Pate für ihn stand, liegt auf der Hand: Humbert Balsan, ein



Mia Hansen-Love Foto: Festival

unabhängiger Pariser Produzent, der mit Regisseuren wie Béla Tarr, Claire Denis oder Youssef Chahine arbeitet. Nachdem er mehrere Millionen Euro Schulden angehäuft hatte, erhängte er sich im Februar 2005. Der Film freilich hört nicht mit seinem

Tod auf, er fängt danach, befreit von den wirklichen Ereignissen, noch einmal an. Für die Trauer und die Verlassenheit der Familie, vor allem für die drei Töchter, findet Mia Hansen-Love stimmige Bilder. Wie Hong Sang-soo legt die junge Pariser Filmemacherin ein großes Fest für dafür an den Tag, wie man widerstrebende Gefühle auf die Leinwand bringt. Ganz ohne Spektakel.

CRISTINA NORD

taz thema

■ pfingsttaz

Eine andere Welt wird sichtbar Auf 16 Seiten werden „Best Practices“, also die besten Erfolgsmodelle, aus den Bereichen Wirtschaft, Umwelt, Partizipation, Gender, Frieden etc. aus aller Welt vorgestellt.

Folgende Schwerpunkte sind bereits fest in Planung:

- Ein Essay zum Thema „Eine andere Wirtschaftsweise ist möglich“
- Methoden emanzipativer und mobilisierender Bildung
- „Pädagogik der Unterdrückten“ am Beispiel von Landlosen in Brasilien
- Innovative Verkehrssysteme
- Interview mit einer ruanidischen Politikerin, die beschreibt, wie der welthöchste Prozentanteil von Parlamentarierinnen das Land verändert hat

Anzeigen- und Druckunternehmensschluss: 20. Mai 2009

■ Weitere Informationen und Leserschaftsdaten:
taz-Anzeigenabteilung | Kerstin Noll
anzeigen@taz.de | www.taz.de
T (030) 259 02-126
F (030) 251 0694

die tageszeitung